

Michael Braun

»Schaffst du es noch zu atmen?«
Die Existenzpoesie des Luís Quintais

Luís Quintais: Glas. Poesie. Übersetzt von Mário Gomes und mit einem Vorwort von Nuno Carrilho. Aphaia Verlag, Berlin 2017. 90 Seiten, 14,90 Euro

„Ich bin Prismaiker“, hat Gottfried Benn einmal gesagt. „ich arbeite mit Gläsern.“ Zur literarischen Gilde jener Dichter, die ihre poetische Selbsterkundung kunstvoll in der Materialität des Glases und dessen Lichtbrechungen spiegeln, gehört auch der 1968 geborene portugiesische Dichter Luís Quintais, der in seiner Heimat zu den bedeutendsten lyrischen Stimmen zählt, während er in Deutschland bislang ein Unbekannter war. Im Brotberuf ist Quintais Professor für Anthropologie an der Universität Coimbra, als Dichter hat er bereits elf Gedichtbücher und zahlreiche Essays veröffentlicht. Quintais arbeitet gerne mit offenen Formen, die das konventionelle Regelwerk aufheben und das lyrische Sprechen ins Prosagedicht transformieren. Mit dem Übersetzer und Filmemacher Mário Gomes, der in Berlin lebt, hat Quintais nun erstmals einen kundigen Übersetzer ins Deutsche gefunden, der es verstanden hat, für die fluiden Strukturen des Gedichtbuchs „O Vidro“ poetisch überzeugende Entsprechungen zu finden. Wenn man für die poetische Form von Quintais' lyrischer Komposition „O Vidro“ (Glas) einen tauglichen Begriff finden möchte, kann man vielleicht auf eine Fügung von Friederike Mayröcker zurückgreifen: Sie hat die offenen Mischformen an der Grenze von Lyrik und Prosa „Proeme“ genannt. Diese Vorliebe für „Proeme“ teilt Quintais mit einigen seiner Vorbildfiguren, die er in „Glas“ aufruft: etwa mit dem französischen Dichter und Sprachmystiker Edmond Jabès, dessen gesamtes Werk aus kunstvoll verbundenen Fragmenten besteht und dessen Denken und Schreiben auch immer wieder die Leere, die Weiße und das Nichts umkreist. Die poetische Ordnung in Quintais' „Glas“ darf man durchaus als Reminiszenz an die Bücher von Edmond Jabès verstehen. In Quintais' relativ großformatigen Band korrespondieren die oft asketisch gebauten, aus nur wenigen Versen

gefügt Gedichte mit dem Weiß der Seite, an einzelnen Stellen findet sich nur ein Satz oder Halbvers auf einer Seite. Der ganze Band ist nach Art eines Diptychons gebaut: Der erste Teil von ‚O Vidro‘ besteht dabei aus jeweils drei Zweizeilern auf einer Seite, die kaleidoskopisch über die einzelnen Seiten hinweg miteinander verbunden sind und zusammen ein langes Gedicht ergeben. Der zweite Teil ist mit ‚Echolalie‘ überschrieben, was ursprünglich einen pathologischen Zustand meint, in dem sinnlos einzelne Wörter oder Halbsätze nachgesprochen werden. In Quintais‘ Gedichtbuch meint „Echolalie“ dagegen eine filigrane Verflechtung einzelner Fügungen, Redeteile und Sprachelemente, die im poetischen Korpus zuvor schon anklingen und nun so verbunden werden, dass ein poetischer Schwebezustand entsteht. Was in den Zweizeilern noch eine strenge und verknäppte Fügung erfahren hat, wird nun in der ‚Echolalie‘ entflochten und in eine zum Teil suggestive und hypnotische Bildkombinatorik verwandelt. Wie darf man sich das im Einzelnen vorstellen? Der Band wird eröffnet mit einer Selbstbefragung des „Prismatikers“ Quintais, dessen lyrisches Subjekt die einzelnen Facetten seiner selbst anzeigt und zugleich verwirft: „Unbändige Muster bringen Spek-tren/deiner selbst zu Fall,/bedeutungslose Anwesenheiten, die du/mit kunstfertiger Geste fernhalten wirst.“ Damit ist das Selbstgespräch des Dichters eröffnet, in dessen Verlauf alles auf den Prüfstand gestellt wird, was dem lyrischen Subjekt als für seine Weltaneignung elementar erscheint. „Alles beschreibst du unter skeptischer Tinte“, notiert das lyrische Subjekt, das um seine Fragilität weiß und nach verlässlichen Lebenszeichen sucht:

...Schaffst du es noch zu atmen
schaffst du es? Ja, du schaffst es. Schau, wie deine Arme

sich auf der weißen Leinwand des Vergessens bewegen,
egal was du machst, egal, was du träumst.

Ist das, was du aus den verblichenen Bildern der Vergangenheit
hervorbrechen siehst, ein Traum? Eine Möglichkeit der Reise, die
Parallaxe

des Auges, das das Gesagte, Wiedergesagte, Tote, Wiedergestorbene
betrachtet.
Der Fehler ist dieses Echo einer Abwesenheit, der Boden,
der unter deinen Füßen schwindet.

Auf dieser poetischen Forschungsreise zum eigenen Selbst schwindet dem lyrischen Subjekt immer wieder der Boden unter den Füßen. Dabei referiert Luís Quintais mehrfach auf die Topik von „Spiegel“, „Glas“ und „Scherbe“ und verschärft dabei immer mehr das Weltgefühl der Ortlosigkeit: „Dort werde ich der Schiffbrüchige sein, der auf keine/Rettung mehr hofft, weil die Lösung im Puzzle/des Wartens liegt.“ Der Schiffbrüchige, der selbst Schiffbruch ist: Das poetische Selbstpor-trät des Luís Quintais darf man vielleicht als universale Daseins-Chiffre und existenzielle Konstante für die Grundverfassung aller modernen Lyriker lesen.